

(Rauchdruck verboten.)

60]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

„Sie erinnern mich an den Rajah, Freund Gallardo. Da unten in Sevilla in ihrer Bauerntracht, mit der Girtenlanze auf der Schulter nahmen Sie sich nicht übel aus. Es war wie eine Ergänzung zu der Landschaft. Aber hier! . . . Madrid hat sich sehr europäisiert, es ist eine Stadt geworden wie jede andere, und Volkstrachten gibt es hier nicht mehr. Selbst Manilaschals sind fast nur noch auf der Bühne zu sehen. Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, Gallardo, aber ich weiß nicht, warum Sie mich an den Indier erinnern.“

Durch das Fenster schaute sie nach dem trüben Regenhimmel, dem nassen Platz, den wirbelnden Schneeflocken und nach der Menschenmenge, die unter ihren Regenschirmen dahineilte. Dann wandte sich ihr Gesicht wieder dem Matador zu und sah sich befremdet den Haarzopf an, der sich über seinen Schädel legte, seine Frisur, den breiten Hut, kurz alle Eigenheiten seines Aeußeren, die seinen Beruf offenbarten und im Widerspruch mit seinem eleganten, modernen Anzug standen.

Für Donna Sol war der Torero „außerhalb seines Rahmens“. Ach, dies traurige, regnerische Madrid! Ihr Freund, der mit der Vorstellung von einem Spanien mit ewig blauem Himmel hierhergekommen, war ganz enttäuscht. Sie selbst mußte, wenn sie auf der Straße die Gruppe von stattlichen Toreros erblickte, unwillkürlich an die erotischen Tiere denken, die man aus sonnigen Ländern nach den zoologischen Gärten kalter, unwirtlicher Gegenden gebracht hatte. In Andalusien war Gallardo ein Held, das bodenständige Erzeugnis einer Viehzucht treibenden Landschaft, hier kam er ihr vor wie ein Schmierenschauspieler mit seinem rasierten Gesicht und seiner Pose des Mannes, der an öffentliche Schuldigungen gewöhnt ist: ein Schauspieler, der, anstatt zu deklamieren, den Schauder des Tragischen erzeugte, indem er mit wilden Tieren kämpfte. Weiter nichts.

Ach, die verführerische Luftspiegelung der sonnigen Wandel! Der trügerische Laumel des Lichtes und der Farben! Wie war es nur möglich gewesen, daß sie ein Gefühl von Liebe für jenen plumpen und klügigen Burschen gehegt, daß sie sogar die Aeußerungen seiner Unwissenheit für geniale Urwürdigkeit angesehen und von ihm gefordert hatte, seine Gewohnheiten nicht abzustreifen, und nach Pferden und Stieren zu riechen! Ach das Milieu! Zu welchen Berrücktheiten kann es verleiten!

Sie entkann sich der Gefahr, von den Hörnern eines wütenden Stiers zerrissen zu werden, sodann ihres Frühstückes in Gesellschaft eines Raubmörders, dem sie starr vor Bewunderung zugehört und schließlich eine Blume geschenkt hatte. Was für Dummheiten! Wie fern lag das alles jetzt zurück! Aus jener Vergangenheit, wegen der sie die Reue des Lächerlichen empfand, war nichts weiter geblieben als jener Bursche, der unbeweglich, mit flehenden Augen vor ihr stand und mit kindischer Halsstarrigkeit jene Zeiten wieder forderte. Armer Tropf! Als ob man Narrheiten bei kühler Ueberlegung wiederholen könnte, wenn die Illusion fehlt, die Zauberin unseres Daseins!

„Es ist alles vorbei,“ sagte sie, „das Vergangene muß vergehen werden, um so mehr, als es sich nicht mehr in demselben Licht zeigt, wenn man es zum zweitenmal sieht. Was würde ich darum geben, hätte ich dieselben Augen wie früher. Seht, wo ich nach Spanien zurückgekommen bin, finde ich alles verändert. Sie selbst sind nicht mehr so, wie ich Sie früher kannte. Neulich in der Arena schien es mir sogar, als ob Sie weniger Mut hatten und als ob auch die Leute sich nicht mehr so sehr für Sie begeisterten.“

Sie sagte das leicht hin und ohne jeden Hintergedanken, aber Gallardo vermeinte aus ihrer Stimme einen gewissen Spott herauszuhören und ließ das Haupt sinken, während ihm die Rote in die Wangen stieg.

Verflucht nochmal! Alle die Vorurteile, die mit seinem Beruf zusammenhingen, stiegen wieder in ihm auf. Alles, was ihm widerfuhr, kam daher, daß er sich nicht mehr herz-

haft an die Stiere heranmachte. Sie sagte es ihm ja deutlich genug. Sie sah ihn an, als sei er ein anderer geworden. Vielleicht, wenn er wieder der Tapfere von früher war, würde sie ihn besser empfangen. Die Weiber lieben nur die tapferen Männer.

Und der Torero gab sich dieser Täuschung hin, indem er die Abneigung Donna Sols für eine vorübergehende Laune hielt, die er durch Heldentaten zu besiegen hoffte.

Donna Sol erhob sich. Der Besuch war schon ausgelehnt genug, und der Torero machte noch keine Anstalten, ihn zu beenden, froh, in ihrer Nähe weilen zu dürfen, und in der unbestimmten Erwartung, daß ein glücklicher Zufall sie wieder vereinen werde.

Gallardo mußte sich schließlich doch empfehlen. Sie schützte vor, ausgehen zu müssen; sie erwarte ihren Freund, um mit ihm nach dem Prado-Museum zu gehen.

Sie lud ihn sodann zum Frühstück auf einen andern Tag ein, einer Mahlzeit ganz unter sich, in ihren eigenen Räumen. Nur ihr Freund werde erscheinen, er werde sich zweifellos freuen, einen Torero kennen zu lernen. Zwar spreche er nur ein wenig spanisch, aber sicherlich werde es ihn interessieren, mit Gallardo Bekanntschaft zu machen.

Der Matador drückte ihr die Hand, indem er unverständliche Worte stammelte. Als er das Zimmer verließ, sausten ihm die Ohren, und die Wut trübte ihn den Blick.

So also verabschiedete sie ihn, wie einen lästigen Bekannten! Und das war dasselbe Weib wie in Sevilla! Sie lud ihn ein, zusammen mit ihrem Freund zu speisen, damit dieser ihn aus nächster Nähe angaffen könnte, wie man sich ein seltenes Tier ansieht!

Simmel und Hölle! Er war nicht der Mann, sich demütigen zu lassen. Fort mit Schaden! Niemals wollte er sie wieder sehen.

9.

In jenen Tagen empfing Gallardo verschiedene Briefe von Don José und von Carmen.

Der Verwalter versuchte seinem Matador Mut einzufloßen und riet ihm, wie immer, gerade auf den Stier loszugehen. . . . „Ein Schritt, ein Stoß, und er ist Dein!“ aber inmitten seines Enthusiasmus machte sich bei ihm eine gewisse Entmutigung bemerkbar, als wäre er in seinem Glauben wankend geworden und als hegte er bereits Zweifel daran, daß Gallardo „der erste Mann der Welt“ sei.

Die Unzufriedenheit und die Feindseligkeit, mit der dieser vom Publikum aufgenommen wurde, waren ihm zu Ohren gekommen, und das letzte Stiergefecht in Madrid hatte am meisten zu seiner Enttäuschung beigetragen. Nein: Gallardo war keiner von den Matadoren, die trotz der Pfiffe des Publikums unbeirrt ihren Weg weiter gehen und nur nach Geldgewinn trachten. Sein Maestro besaß Ehrgefühl und konnte die Arena nur betreten, um großen Beifallssturm zu ernten. In die Mittelmäßigkeit verfallen, hieß für ihn so viel wie eine Niederlage. Das Publikum war gewohnt, seinen waghalsigen Mut zu bewundern, und die geringste Abweichung hiervon kam einem Fiasko gleich.

Don José glaubte zu wissen, was seinem Maestro geschah. Mangel an Mut? . . . Niemals! Eher wollte er sich umbringen lassen, als seinem Gelden diesen Fehler zuzuschreiben. Es war weiter nichts als Abgespanntheit und unvollständige Wiederherstellung von seiner Verwundung. „Deswegen“, riet er in allen seinen Briefen, „ist es besser, Du trittst zurück und ruhst eine Zeit lang aus. Dann kannst Du wieder arbeiten und wirst derselbe sein wie früher. . . .“ Er erbot sich, alles Nötige zu veranlassen. Ein ärztliches Zeugnis genüge, um seine augenblickliche Unfähigkeit darzutun, und der Verwalter würde sich mit den Zirkusunternehmern wegen der Erfüllung der bestehenden Kontrakte ins Einvernehmen setzen und einen Anfänger stellen, der für einen bescheidenen Betrag Gallardo zu ersetzen hätte. Auf diese Weise würde außerdem noch Geld verdient werden.

Carmen war in ihren Forderungen noch dringender und machte nicht so viele Umschweife. Er sollte sich sofort zurückziehen, sich „den Pops abschneiden“, wie seine Berufsgenossen sagten, und sein Leben ruhig in La Rinconada oder im Wohnhause zu Sevilla zubringen, im Kreise seiner Familienange-

Hörigen, die die Einzigen seien, die ihn aufrichtig liebten. Sie könne ihre Ruhe nicht wiederfinden; sie habe jetzt mehr Furcht, als in den ersten Jahren ihres Ehestandes, da die Stiergefechte ihr wie Feten ihres Lebens vorkamen, die ihr durch die Unruhe und das ängstliche Warten entrisen wurden. Eine innere Stimme sagte ihr mit jenem weiblichen, sich in seinen Befürchtungen selten täuschenden Vorgefühl, daß etwas Schlimmes bevorstehe. Sie schlief kaum und hatte Furcht vor den mit blutigen Traumbildern erfüllten Stunden der Nacht.

Sodann ließ Gallardos Frau in ihren Briefen ihren Bohn am Publikum aus. Es sei ein Hausen Undankbarer, der sich nicht mehr der früheren Taten des Stierkämpfers erinnere, als er sich kräftiger fühlte; Leute von böser Gemüthsart, die ihn zu ihrem Vergnügen sterben zu sehen wünschten, als sei sie nicht vorhanden, als habe er keine Mutter. „Juan, Dein Mütterchen und ich verlangen es von Dir. Tritt zurück. Wozu noch weiter Stiere töten? Wir haben genug zum Leben, und mich schmerzt es, daß Dich jenes Gesindel beschimpft, das weniger wert ist als Du . . . Und wenn Dir ein neues Unglück widerfähre? Herr Jesus, ich glaube, ich würde den Verstand verlieren!“

Gallardo blieb in tiefes Nachdenken versunken, nachdem er diese Briefe gelesen hatte. Zurüdtreten! Welche Torheit! Nur ein Weib konnte ihm solches zumuten. So etwas konnte die Liebe leicht eingeben, aber das Ausführen war unmöglich. „Den Kopf abschneiden“, in einem Alter von dreißig Jahren! Wie würden da seine Gegner lachen! Er hatte kein Recht, sich zurückzuziehen, solange seine Glieder gesund und zum Stierkämpfen tauglich waren. Ein solcher Widersinn war nie dagewesen. Das Geld machte es nicht allein aus. Und der Ruhm? Und der Berufsstolz? Was würden die Tausende und Abertausende seiner enthusiastischen Anhänger und Bewunderer sagen? Was sollten sie den Begnern antworten, wenn diese ihnen vorwürfen, Gallardo sei aus Furcht zurückgetreten? . . .

Zudem überlegte der Matador, ob sein Vermögensstand ihm diesen Schritt gestatte. Er war reich und war es auch nicht. Seine finanzielle Stellung war keine gesicherte. Was er besaß, stammte aus den ersten Jahren seiner Ehe, als er sein größtes Vergnügen darein setzte, zu sparen und Carmen und Mütterchen mit der Nachricht von neuen Erwerbungen zu überraschen. Später fuhr er fort, vielleicht in größerem Maßstabe, Geld zu verdienen, aber es verteilte sich und verschwand durch unzählige Schlupflöcher, die durch seine neue Lebensweise entstanden waren. Er spielte viel und führte ein glänzendes Leben. Einige Grundstücke, die der weiten Besichtigung La Rinconada zugesügt worden waren, um diese mehr abzurunden, waren mit Geld gekauft worden, das Don José und andere Freunde vorgezogen hatten. Das Spiel hatte zur Folge gehabt, daß er einige Anhänger in den Provinzen um Vorküßle angegangen hatte. Er war reich, aber wenn er zurücktrat und dabei die gewaltige Einnahme aus dem Schauspiel (zweihundert bis dreihunderttausend Pesetas jährlich) einbüßte, mußte er sich darauf beschränken, nach Bezahlung seiner Schulden als einfacher Gutsbesitzer von La Rinconada zu leben, auf Sparsamkeit zu sehen und die Feldarbeiten selbst zu überwachen, da bis jetzt das in den Händen gedungener Personen liegende Gut kaum einen Ertrag aufwies.

(Fortsetzung folgt.)

Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Eklöf u. a. — Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Heldt.

Nachdem Boel sich verschauelt hat, schiebt sie Sara nach Thorwald hin, daß dieser beinahe vom Stuhl fällt; sie selber umfaßt ihren Sören.

„Lanz Du mit dem Strohhalm,“ ruft sie dem Jungen zu. Thorwald hat Sara aufgegriffen und hält sie auf den Knien fest. Sie wehrt sich und kreischt und lacht, als wäre das alles so lustig, so lustig.

Aber sie macht sich hastig wieder frei.

Dann sagt Boel: „Du, Sara, mir scheint, Du hast so lange nicht gesungen!“

„Nein, das ist gar nicht lange her!“ wendet Sara in einem Ton ein, als lege sie Wert darauf, daß das verneint würde.

„Leg' mal los!“

„Ich werd' schon dazu spielen.“ Thorwald blickt sie verlangend an.

Boel kneift die Augen zusammen: „Du kannst glauben, sie hat eine feine Stimme!“

„Ich weiß nicht, was ich singen soll,“ entschuldigt sich Sara. Es ist ihr unangenehm.

„Ach was, leg' nur los!“

Es wird still.

Sara räuspert sich. „Das ist solch altes, trauriges Lied.“ Einerlei. Boel meint, die traurigen sind immer die schönsten

Es gibt in der Welt viel Kummer und Qual
Und viel unerwartete Sorgen;
Die Tage der Jugend, sie schwanden zumal,
Wo man lebte dem Heut nur und Morgen.

„Ich bitt' Euch, Ihr Freunde, lauscht meinem Wort,
Das Lied meiner Seele, es töne fort!“

Gedanken zur Heimatscholle wohl eilen.

Wir lieben Vater und Mutter so früh,

Um dienend stets unter Fremden zu weilen,

Wo wir ihnen schafften viel Kummer und Müß;

Denn der Kindheit Sorgen sind klein, im Vergleich

Zu den spätern, an denen das Leben so reich.

Sara hält plötzlich inne und beugt hastig den Kopf auf die Arme; ihr Rücken hüpfet auf und ab, und die anderen wissen nicht, ob sie weint oder lacht.

So liegt sie eine Weile. Dann sagt Boel: „Ich bin meiner Seel' bange, daß die Krämpfe das Mädel gepackt haben.“

Aber Sara blüht auf, streicht das Haar zurück und trocknet die Augen. Dann sagt sie mit vorzüglich gehauchtem Gleichmut, daß ihr etwas Komisches eingefallen sei und da habe sie das Lachen nicht lassen können.

Boel sagt: „Ja, Ihr seid wirklich alberne Gänse, Ihr jungen Mädchen heutzutage — und dann ist es wohl besser, wir hören jetzt auf; denn unsere Leute werden nun bald da sein.“

Sobald Sara allein in ihrer Kammer ist, atmet sie so tief und erleichtert auf, als wäre sie fest eingeschnürt gewesen und nun davon befreit worden.

Sie wirft sich auf das Bett. Ach — was sollte aus alledem werden!

Jetzt fängt sie wohl erst an zu wissen, was das Leben ist.

Doch ihr Geheimnis soll ihr niemand entreißen.

Dann würde es wohl erst recht losbrechen.

14.

Allmorgendlich, wenn Sara aufsteht, schnürt sie sich zu einer schlanken Figur zusammen, und sie geht umher, als hätte sie einen steifen Rücken.

Aber arbeiten tut sie für zwei; für ihre Leistungsfähigkeit gibt es keine Grenzen. Sie ist geradezu veressen auf Arbeit.

Die Wiesenhofbäuerin sagt auch zu Niels, daß sie dergleichen noch nie gesehen hat.

„Ja, sie ist ein lebendiges Frauenzimmer“, seufzt er.

Und sie singt und trällert.

Auch Boel findet, daß sie ein flinkes Mädchen ist.

Eines Tages sagt sie: „Mir scheint, Du kriegst solch gewaltigen Umfang!“

„Hahaha!“ lacht Sara in ganz hohen hellen Kehllauten und wirft den Raden zurück. „Du bist wohl nicht recht geschick!“

„Ja, dann bist Du, meiner Treu, wohlgenährt!“

Sara beginnt zu flöten; das hat sie sich in der letzten Zeit angewöhnt.

„Wenn ich Dir jetzt beim Abwaschen helfe, kannst Du dann den Rest alleine besorgen?“

Ach, das zählt für Sara gar nicht mit.

„Ja, denn ich möchte doch gerne hin und nach den Jöhren sehen; das tue ich alle Weihnächten. Du kannst froh sein, Sara, daß Du noch keine Kinder hast.“

„Ha! ha! Woher sollte ich denn die nehmen?“

Boel geht bald, und Sara ist froh, sie losgeworden zu sein.

Etwas später fährt Sören, der Großnecht, den Bauer und die Bäuerin fort zum Weihnachtsfest, — nun sind die auch fort. Welche Erleichterung.

Die Thorwald und sie sind allein zu Hause, und er findet sich gleich bei ihr ein.

Aber Sara stellt sich so verdrossen und übelgelaunt, wie ihr nur möglich ist, und das ist gar zu beschwerlich für Thorwald. Daher wird er ihrer Gesellschaft überdrüssig und geht ebenfalls. Gott sei Dank!

Jetzt ist sie alle los. Nun kann sie wirklich 'mal sie selber sein, ordentlich 'mal ausatmen in langen Zügen und sich gebahen wie sie will, jetzt, wo sie die anderen los geworden ist, die umhergehen und sie so sonderbar anbliden, scheint ihr, und Andeutungen machen, meint sie, und — oh, wie diese Ruhe wohlthut!

Sie setzt sich ins Wohnzimmer in den Schaukelstuhl, und im selben Augenblick fallen ihr die Augenlider zu.

Aber in ihrem Kopfe arbeitet es.

Saras Wadenknochen treten mehr hervor als sonst, denn die Vertiefungen unter den Augen sind markanter, dunkler, beinahe bräunlich. Im übrigen ist die Haut gelblich-grau. Und die Hand, die die Lehne des Schaukelstuhls umflammt, ist mager mit straffen Adern.

Ihre Zähne jedoch schimmern noch eben so weiß zwischen den

halbgeöffneten Lippen, bis rot sind wie die Rehlbeeren des Weißdorns zwischen dem welken Laub.

Sara wendet den Kopf zur Seite. — Was hat sie nur verbrochen, um so viel leiden zu müssen? Sie will einmal ganz ruhig nachdenken. Sie hat geliebt!

Noch nie hat ihre Brust ein reineres Gefühl beherbergt. Und sie kann sich auch nichts Herrlicheres vorstellen als den Sommer, der vergangen ist.

Und daraus kann so viel Unglück entstehen.

Sie hat etwas getan, das sie nicht durfte. Jetzt sieht sie ein: wäre das nicht geschehen, dann wäre dies letzte nicht über sie gekommen. Hier ist augenscheinlich ein Zusammenhang — gleich wie die Nacht dem Tage folgt.

Also: sie hat ihr eigenes Interesse vergessen über dem Größten, das ihr im Leben begegnete.

Sie ballt die Faust und nimmt alle Kraft zusammen, um dies zu durchdringen, um den rechten Weg im Nebel zu finden.

Aber sie kommt zu keinem anderen Ergebnis, als daß das Unwetter, das sich über ihrem Haupte zusammenzieht, grausam ist.

Und sie fühlt, daß sie es nicht wird ertragen können. Über wohin soll sie fliehen . . .

Sie weiß, sie hat geliebt! Sie liebt ihn noch immer!

Diese Liebe in ihrem Herzen ist gleich der Sonne, welche scheint, wenn sie will, und nächtliches Dunkel verbreitet, wenn sie will. Sie liegt außer dem Bereich menschlicher Macht.

Sie steht auf und geht unruhig umher.

Daher ist sie ihr ja preisgegeben. Sie weiß nicht, wohin sie führen wird oder was ihrer noch wartet in Zukunft — ob der Tag sie ergreifen wird oder die Nacht. —

Sie schraubt die Lampe hoch.

Ihr ist, als krähe eine Krähe an der Küchentür; beim Öffnen findet sie nichts, aber hul wie dunkel es draußen ist. Sie zündet die Küchenlampe an.

Dann sind aber noch das Brauhaus und die Räume ringsumher da. Es ist, als wolle die Dunkelheit sich auf sie stürzen. Sie hängt eine Laterne im Brauhaus auf. In ihrer eigenen Kammer zündet sie eine Handlampe an. Sie macht Licht überall. Sie kann die Dunkelheit ringsum nicht leiden.

Und dann geht sie von einem Raum in den anderen und sieht nach, ob die Dichter überall brennen. Das beruhigt sie, scheint ihr. Nachdem sie lange im Wohnzimmer hin- und hergewandert ist, steht sie plötzlich still und ruft heftig mit hochgehobenem Rinn: „Nein — niemals!“

Dann setzt sie sich und seufzt tief.

Den Wind hört sie jetzt ununterbrochen. Er scheint auch an Stärke zuzunehmen, poltert über die Dächer, braust durch die Bäume, pfeift durch jeden Spalt.

Plaut der Wind ab, dann ist ihr, als rühre sich überall etwas, und sie hat das Gefühl, als käme jemand durch die Tür zu ihr herein. Im Grunde ist es schrecklich, so ganz allein auf einem großen Hofe zu sein zur Abendzeit bei stürmischem Wetter.

Sie versucht zu singen, um den Wind nicht zu hören. Und nachdem sie einmal begonnen, muß sie unausgesetzt singen; denn sobald sie eine Pause macht, klingt der Sturm doppelt unheimlich. Sie wetteifert mit ihm. Sie singt einen Vers nach dem anderen und ein Lied nach dem anderen, alles durcheinander.

So fährt sie fort, lange, lange Zeit, und sie hat ein ganz verstörtes Aussehen.

Die Türen zur Küche, dem Brauhause, ihrer Kammer und der Vorbiele öffnet sie weit, überall, wo Licht ist. Dann drängt die Dunkelheit sich nicht so dicht an sie heran.

Und während der Sturm sich heulend auf die Siebel des Wiesenhofes stürzt, geht sie ruhelos von dem einen Raum in den anderen und singt ununterbrochen:

Denn der Kindheit Sorgen sind klein im Vergleich
Zu den spä'tren, an denen das Leben so reich.

(Schluß folgt.)

Die Postkarte.

Zu ihrem vierzigjährigen Jubiläum (25. Juni).

Von Dr. Hermann Wiegand · Berlin.

Wer sich heute den Spaß machen will, für 10 Pfennig eine Nachricht um den ganzen Erdball herumzujagen, versieht eine Weltpostkarte (Carte postale Internationale), auf der er sich mit Name und Wohnung genau als Absender bezeichnet hat, mit der Adresse einer beliebigen, fingierten Person in San Francisco, setzt den Vermerk hinzu: „Wenn Adressat abgereist, nachschicken nach Peking, deutsche Post“ und kann, da seinen Angaben genau gefolgt wird, damit rechnen, daß die Postkarte, nachdem sie in China die gesetzliche Zeit gelagert hat, nach einigen Monaten über Sibirien wieder an ihn zurückgelangt. Die eben geschilderte, von Sammlern nicht selten geübte Methode ist im allgemeinen Verkehrsinteresse gewiß zur Nachahmung nicht zu empfehlen, illustriert aber wie keine andere den ungeheueren Verkehrsfortschritt, der einen seiner größten Sprünge machte, als vor nunmehr 40 Jahren die Institution der Postkarte ins Leben trat, die wir uns heut kaum mehr aus dem Nachrichtendienst entfernt denken können.

Vor 2000 und mehr Jahren war es anders. Der Krieg aller

gegen alle oder zum mindesten eines jeden Volkes gegen seine Nachbarn stand noch so in Blüte, daß die unbedingte Geheimhaltung fast aller Nachrichten das erste Gebot des Briefverkehrs war. Bei den nordgermanischen Stämmen schlachtete man, sobald eine blutige Fehde in sicherer Aussicht stand, ein Rind und versandte die einzelnen Stücke an die befreundeten Sippen als Zeichen, daß man ihres Bestandes bedürfe. Die nordamerikanischen Indianer gaben ihren Boten aus Seemuscheln angefertigte Wampungürtel mit, die, wenn sie weiß waren, Freundschaft bedeuteten, während schwarze Gürtel Krieg ankündigten und rote Gürtel samt einer Rolle Tabak ein dringender Postbote nach Hilfe waren. Recht umständlich machten sich persische Könige und Satrapen die Beförderung geheimer Botschaften. Sie schrieben die Nachricht einem Sklaven auf den glattrasierten Schädel und entsandte ihn, sobald das wachsende Haar die Schrift verdeckt hatte, worauf der Adressat den lebenden Brief seinem Hofbarbier überließerte, der die Schrift durch neuerliches Abscheren wieder lesbar machte.

Langsam vervollkommnet sich das Schreibmaterial. Der babylonische Ziegelstein, auf dem auch der Kellner Schar im „Schwarzen Balfisch“ zu Askalon dem Gast die Rechnung darbringt, weicht dem Pergament, den mit Wachs überzogenen Wein- und Holzstäbchen und den Papyrusrollen und endlich erscheint das Papier, das zwar schon vor 1800 Jahren in China erfunden wird, sich in Europa aber erst sehr spät Eingang verschafft. Die sich mehr und mehr verbreitende Fähigkeit des Lesens und Schreibens macht aber eine Geheimhaltung des Textes noch notwendiger als früher. Man erfindet sich also den mit Siegel und Stempel verschließbaren Briefumschlag, den sich männiglich mehr als 100 Jahre lang selber mit der Schere unter beträchtlicher Papiervergeudung jeder zurechtschneidet, bis man endlich nach dem Jahre 1830 in England zu der Heberzeugung kommt, daß es viel ökonomischer ist, die Umschläge fabrikmäßig herzustellen, wobei obendrein ein viel eleganteres und gleichmäßigeres Produkt zustande kommt.

Nach einem weiteren Dutzend Jahre ist man endlich auch 1844 so weit, die Umschläge nicht mehr durch Handarbeit, sondern mit Hilfe der weit schnelleren Maschine herzustellen. Das Bedürfnis nach Geheimhaltung der Nachrichten besteht aber schon längst nicht mehr in dem alten Umfange. Trotz der hohen Zonenportos laufen täglich schon Hunderttausende von Briefen in die weite Welt hinaus, in denen Meyer u. Co. bei der Firma Müller u. Schülke 20 Sack Kaffee bestellen oder diese an jene von der Absendung Mitteilung machen. Ob der Postassistent und der Briefträger diese höchst unpersönlichen Mitteilungen lesen, ist sehr gleichgültig, und in den meisten Fällen haben sie gar nicht einmal die Zeit dazu, den Briefschreibern aber machen die dabei üblichen Höflichkeitsfloskeln nur ganz überflüssige Mühe. Die Welt ist also für eine neue Form der Benachrichtigungen reif geworden, bei der auf einer Seite eines vieredigen Kartons nur die Adresse steht, während auf der anderen der Schreibende dem Adressaten die Mitteilung in so knappen Worten macht, wie sie dem Telegrammstil zueigen sind. Die Erfindung der Postkarte schwebt also, um es mit anderen Worten auszudrücken, in der Luft, und es handelt sich nur um die Frage, wann Sankt Bureaukratismus, von dessen Gnade schließlich alles abhängt, sich dazu bequemen wird, den wichtigen Schritt zu tun.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß zugestanden werden, daß in diesem Augenblicke auch wirklich einmal in postalischen Kreisen der richtige Mann sich fand, der unbeirrt durch öde und kleinliche fiskalische Rücksichten, dem Gedanken die richtige Form gab, und ihn den Postverwaltungen, die sich immer schieben zu lassen gewöhnt sind, unterbreitete. Auf der fünften Konferenz des deutschen Postvereins, die im November 1865 in Karlsruhe abgehalten wurde, verteilte der damalige Oberposttrat Stephan, der nachmalige Staatssekretär des Reichspostamts, eine auf mechanischem Wege vervielfältigte Denkschrift über die Einführung des „Postblattes“, wie er damals die später in den Verkehr gesetzte „Post-“ oder „Korrespondenzkarte“ nannte. Sein Vorschlag war nur privat und nicht offiziell, weil die Zentralbehörde der preussischen Post, die damals gerade die Aufhebung des Drei-Zonenportos plante, über die fiskalischen Bedenken nicht hinauskam, obwohl Stephan für sein Postblatt den Preis von einem Silbergroßchen vorschlug, mit dem die Postverwaltung ein glänzendes Geschäft gemacht haben würde.

Stephans Vorschlag verschwand in der Versenkung und blieb verschollen, bis am 26. Januar 1869 im Abendblatt der „Neuen Freien Presse“ in Wien ein Artikel „Ueber eine neue Art der Korrespondenz“ erschien, in dem sein Verfasser Dr. Emanuel Herrmann, Professor der Nationalökonomie an der Militärakademie zu Wiener-Neustadt, später Dozent an der Universität Graz, den Gedanken Stephans fast mit derselben Begründung wie jener zur Vertretung empfahl. Ob ihm die Stephan'sche Denkschrift von 1865 damals schon bekannt war, wie vielfach angenommen wird, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen, und auf dieser unlöslichen Frage beruht der Streit, ob die Postkarte nur einmal (von Stephan) oder, wie Herrmann behauptet, noch ein zweites Mal erfunden worden ist.

Auf jeden Fall aber bleibt der österreichischen Verwaltung, die sich obendrein für das billige Porto von zwei Kreuzern entschied, das große Verdienst, im Verein mit dem ungarischen Handelsministerium als erste Postbehörde zur praktischen Ausführung geschritten zu sein. Verschiedene vom Geist der Bureaukratie beab-

stärkste Einschränkungen, wie z. B. die kindische Vorschriften, den Text auf 20 Worte zu beschränken, wurden schon damals als unbrauchbar erkannt. Wie man damals aber noch Bedenken suchte, wo keine vorlagen, geht aus dem Einwand des damaligen österreichischen Handelsminister Ignaz von Plener hervor, daß die Post wohl sehr häufig in die Lage kommen werde, ehrenkränkende oder unsittliche oder wie immer beleidigende Mitteilungen an den Adressaten spedieren zu müssen, sobald sie sich des Rechtes begibt, derlei Korrespondenzen zu unterdrücken, oder nicht ausdrücklich erklärt, für den Inhalt der Mitteilungen keine Verantwortlichkeit zu übernehmen.

Unter diesem doch eigentlich selbstverständlichen Vorbehalt, der in einer besonderen Anmerkung auf der Rückseite zum Ausdruck kam, wurden die Karten vom 1. Oktober 1869 im inneren österreichisch-ungarischen Verkehr in Umlauf gesetzt. In den ersten Monaten wurden sie wegen des Reizes der Neuheit viel gekauft, dann sank der Absatz und hob sich später nur langsam, so daß im ersten Jahre nur knapp 10 Millionen Stück abgesetzt werden konnten. Eine weitgehende Popularisierung erfuhr die Postkarte erst, als Stephan, der inzwischen Generalpostdirektor des Norddeutschen Bundes geworden war, am 25. Juni 1870 im norddeutschen Postgebiet die Postkarte zur Einführung brachte, die gleich am ersten Tage in der Höhe von 45 000 Stück gekauft wurde, obwohl sie einen Silbergrößen, also fast dreimal soviel kostete wie in Oesterreich-Ungarn. Gleichzeitig hatten auch die süddeutschen Staaten mit selbständiger Post die Karte zur Einführung gebracht, für die im Ortsverkehr in Bayern und Württemberg der billige Preis von nur einem Kreuzer festgesetzt wurde. Wenige Wochen darauf brach der deutsch-französische Krieg aus, der der deutschen Postkarte eine ungeheure Verbreitung verschaffte, weil die Verwaltungen Postfreiheit für zwei verschiedene Arten von Feldpostkarten, für Sendungen an die mobile Armee und von Kombattanten nach Hause bewilligten, die in vielen Millionen Stück im Laufe des Krieges benutzt wurden.

Schon am 1. Oktober 1870 folgte England mit seiner Postcard dem österreichischen und deutschen Vorgange, in schneller Reihenfolge schlossen sich die anderen Länder an, nur zögernd Italien, und als letztes der größeren Kulturstaaten 1879 auch Frankreich, das zur Zeit der Belagerung von Paris sogar eine Luftschiffkarte mit der Aufschrift „par ballon monté“ bejessen, sie nach der Einnahme der Hauptstadt aber wieder abgeschafft hatte, ohne der auf gut Glück durch unbemannte Ballons hinausgespediten Karte die eigentlich selbstverständliche Nachfolgerin zu geben. Frankreich ist auch dasjenige Land, das am längsten an einem hohen Postkartenporto festgehalten hat, und noch heute entbehrt die Postkarte dort der großen Beliebtheit, die sie anderswo wie im Fluge erlangen hatte.

Die postalisch-technischen Schönheitsfehler, die der Postkarte bei ihrer Geburt anhafteten, sind im Laufe der Jahre so ziemlich durchwegs geschwunden. Die Einführung der Weltpostkarte, der Postkarten mit Rückantwort, der Bücherbestellkarten mit Drucksachenporto sind nur einzelne Etappen auf dem vierzigjährigen Wege bis zur Gegenwart. Im Jahre 1907 belief sich der Postkartenverkehr in Oesterreich auf 480 Millionen Stück, von denen 70 Proz. auf den inneren Verkehr entfielen. In Deutschland ist die Gesamtleistung der Post an beförderten Karten selbstverständlich noch viel höher. Sie belief sich im Jahre 1908 auf 1623 Millionen Stück, darunter 55 Millionen Stück, die aus den deutschen Schutzgebieten kamen, und 56 Millionen, die dorthin gingen, während 35½ Millionen im Durchgangsverkehr behandelt wurden.

Dank der menschlichen Inkorrektheit und Vergeßlichkeit ist die Postkarte die Art von Briefsendungen, bei der ohne Schuld der Verwaltung am häufigsten der Fall der Unbestellbarkeit eintritt. Bald ist die Adresse falsch oder unleserlich geschrieben, wobei die Karte günstigenfalls an den Absender zurückgelangt, bald kann die unbestellbare Karte auch an den Absender nicht mehr zurückgeleitet werden, weil er seinen Namen und Wohnort nicht angegeben hat. Endlich kommt, namentlich bei den Ansichtspostkarten, der häufige Fall vor, daß der Schreibende überhaupt vergißt, die Adresse und seine genaue Bezeichnung darauf zu schreiben. Aus diesen und ähnlichen Gründen fallen in Deutschland alljährlich mehr als 1½ Millionen Postkarten der Vernichtung anheim, ein Los, das aber immerhin nur jede tausendste Postkarte ereilt.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Schachnachrichten. Im Meisterturnier des Hamburger internationalen Schachkongresses (Juli-August 1910) werden voraussichtlich 18 Meister teilnehmen, die wir nachstehend in der Reihenfolge ihrer praktischen Spielfstärke (nach unsrer Schätzung) nennen: 1, 2 und 3 — Tarrasch, Rubinstein, Schlechter; 4, 5 und 6 — Duras, Teichmann, Spielmann; 7, 8, 9 — Leonhardt, Marshall, Capablanca; 10, 11, 12, 13 — Tartakower, Janowski, Salwe, Forgas; 14, 15 — John, Nemzowitsch; 16, 17 und 18 — Köhnlein, Speyer, Jates. Die Nummerierung ist natürlich keineswegs absolut aufzufassen, denn die Frage der jeweiligen Disposition der Spieler läßt sich nie genau prophezeien. Es könnten auch inzwischen die einen Fortschritte und die anderen Rückschritte gemacht haben, während die obige Gruppeneinteilung nicht einmal ganz objektiv auf tatsächlichen Erfolgen basiert ist, sondern vielmehr auf einer subjektiven

Schätzung der Qualität der bisher gelieferten Partien. Andererseits ist z. B. Jates eine ganz unbekannte Größe, während der Spieltypus von Nemzowitsch und auch teilweise von Spielmann, Marshall, Tartakower, Janowski und Forgas sehr lapidös und unberechenbaren Schwankungen unterworfen ist. Höchste Genialität paart sich hier merkwürdiger Weise zuweilen mit unbegreiflicher Zerstretheit. Unklar ist auch, wie Capablanca abschnitten wird. Dieser junge Amerikaner, der noch nie mit europäischen Meistern sich gemessen hatte, hat in einem Wettkampfe einen Marshall entscheidend geschlagen. Auch die Reihenfolge in der ersten Gruppe ist unserer subjektiven Schätzung der Qualität zuzuschreiben. Objektiv genommen, nach den letzten Ergebnissen sollte es vielmehr heißen: Schlechter (hat mit Em. Lasker einen Match von 10 Partien erst kürzlich Remis gemacht), Rubinstein (hat mit Em. Lasker in St. Petersburg 1909 den ersten Preis geteilt, nachdem er seinen Rivalen in der Turnierpartie gar geschlagen hat), Tarrasch (hat 1908 gegen Lasker einen Wettkampf mit 5½ zu 10½ verloren). Jedoch steht die Qualität der Lasker-Schlechter-Partien der zwischen Lasker und Tarrasch bedeutend nach. Jedenfalls ist Rubinstein beiden Kollegen der gefährlichste Konkurrent. In seinem Spieltypus liegt eine glückliche Mischung von klarer Mächtigkeits- und Bescheidenheit mit schwingvoller Phantasie. Seine Variantentkenntnisse sind sehr beachtenswert; auch in Bezug auf Jugendfrische und Elastizität des Geistes ist er seinen Rivalen überlegen.

Es ist zu bedauern, daß Dr. Em. Lasker (der Weltmeister), der südamerikanische Engagements zu erledigen hat, an der bevorstehenden großen Messung nicht teilnehmen kann.

Von den ersten 8 Partien des Wettkampfes Fahrni-Spielmann in München haben Fahrni 4½, Spielmann nur 3½ Zähler erreicht. Nach diesem Erfolge war Fahrni sicherlich berechtigt, zum Hamburger Turnier zugelassen zu werden. Jedoch wir hatten schon bei unserer ersten Nachricht über das Hamburger Turnier bemerkt, daß in den Veranstaltungen des Deutschen Schachbundes die Frage der Zulassung leider eine Frage guter Beziehungen zur Bundesverwaltung ist. Dies ist z. B. auch ein Grund, weshalb der Leiter dieser Schachspalte es vorgezogen hat, zum Hamburger Turnier sich nicht einmal zu melden.

Endspielstudie von Prof. Reif.



Weiß zieht und gewinnt.

- Französische Partie.** (In Salzburg diesen Juni im Massenwettkampfe zweier Klubs gespielt.)
- | | | | |
|--|-------------|---|-------------------------------|
| 5. Gutmann | Ch. Rämelin | 8. b2—b4 | Lo5—e7! |
| Weiß | Schwarz | 9. Ko2 und Weiß gewinnt mit T1 eine Figur. | Schlecht wäre 8. Lx12f7; |
| 1. e2—e4 | e7—e6 | 9. 0—0 | f7—f6 |
| 2. d2—d4 | d7—d5 | 10. Dd1—e2 | f6×e5 |
| 3. e4—e5? | | 11. Sf3×e5 | So6×e5 |
| An dieser Stelle ist dieser Vorstoß noch minderwertiger als nach 3. So6, Sf6. Am besten ist 3. e×d5! | | 12. De2×e5 | Le7—f6 |
| 4. c7—c5 | | 13. De5—h5f | g7—g6 |
| 3. c7—c5 | | 14. Dh5—f3 | Lf6—g7 |
| 4. e2—e3 | Dd8—b6! | 15. Lo1—g5 | Sg8—f6! |
| Jesselt den Lo1 an seinen Platz wegen des Bb2. | | 16. Lg5×f6 | 0—0 |
| 5. Sg1—f3 | | 17. Sb1—d2 | |
| Bei 5. f4, So6; 6. Sf3, Ld7! | | Auch andere Züge mühen nicht viel. Schwarz steigt bedeutend besser. | |
| 7. Le2, Sh6 kann Weiß die Drohung Sf5 nicht gut parieren. | | 17. | Lg7×f6 |
| 5. Sb8—e6 | | 18. Ld3—c2 | Ta3—c8 |
| 6. Lf1—d3 | Le8—d7! | 19. Ta1—d1 | Tc8×e8 |
| Erst jetzt ist Bd4 bedroht z. B.: 6. c×d4; 7. c×d4, S×d4?; 8. S×d4, D×d4; 9. Lb7 mit Damengewinn. | | 20. Lo2—d3 | Lf8—d4 |
| 7. d4×c5 | | 21. Df3—g3? | Ld7—b5 |
| Auch bei 6. Lo2, c×d4; 7. c×d4, Sb4! etc. steigt Schwarz besser. | | 22. Sd2—b3 | Lb5×d3 |
| 7. Lf8×c5 | | 23. Td1×d3 | Tc3×d3 |
| | | 24. Dg3×d3 | Ld4×f2? |
| | | 25. Kg1—h1 | Db6×b4 |
| | | 26. Dd3—e2 | Db4—e4 |
| | | 27. De2×e4 | d5×e4 |
| | | 28. g2—g3 | e4—e3 |
| | | 29. Sb3—d4 | Tf8—d8 |
| | | 30. Sd4×e6? | e8—e2! |
| | | Aufgegeben, denn auf 31. Td1 folgt 31. Td1+ c. | |